

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 7 (1917)  
**Heft:** 46

**Artikel:** Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]  
**Autor:** Wenger, Lisa  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644150>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

17. November

## == Ferne Dinge. ==

Don Walter Dietiker.

Vieler Ströme Wellen streben  
Meerwärts, ob ich nie sie sah.  
Und das weite Meer ist da,  
Unbekümmert um mein Leben.

An dem hohen Himmel schweben  
Sterne, die kein Auge sah.  
Und sie glänzen — aber nah  
Kommt es ihnen nie, das Leben.

Also weiß das All von Dingen,  
Die da ferne unserm Sein,  
Das so wichtig ist und klein,  
Ungekannt ihr Tun vollbringen,

Und ein göttlich Walten ahnen  
Gläubig wir in lichten Höhen,

Das von Menschen ungefehnt  
Wandelt ungemessene Bahnen.

## □ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

Auf dem Bahnhof wartete Bianchis Diener. Ein paar Freunde, Bewunderer von Martins Kunst, und seine beiden Schüler waren da. Sorella fand eine Vertraute, die sie empfing, aber Lis fehlte. Martin verabschiedete sich warm und dankbar von den drei Getreuen und fuhr nach Hause.

Im Eßzimmer war Licht, auch im Herrenzimmer nebenan. Lis' Wohnstube blieb dunkel. Als Martin klingelte, öffnete ihm das Mädchen in weißer Schürze und Häubchen, half ihm den Mantel ausziehen, öffnete die Türe zu seinem Zimmer und blieb ungeschickt wartend unter der Türe stehen. Es regte sich nichts.

„Wo ist meine Frau?“ fragte Martin. Das Mädchen sah nicht auf.

„Sie ist abgereist,“ sagte sie ganz leise. Martin starrte sie an. Das Mädchen nickte und sah immer noch zu Boden, wie jemand, der ein böses Gewissen hat, oder der dem andern einen Schmerz antun muß.

Martin fragte nicht weiter. Er wußte, daß Lis ihn verlassen hatte. Langsam wusch er sich und änderte seine Kleider, dann ging er hinüber in das Eßzimmer bis zu dem gedeckten Tisch. Darauf aß und trank er, was das Mädchen ihm brachte, aber er konnte nichts denken, noch irgend etwas empfinden. Ihm war, als stehe riesengroß ein grinsendes Gespenst vor ihm und sage: Sie ist abgereist. Wohl hundertmal sagte es das gleiche. Dazwischen aß und trank er wieder, und darauf murmelte das Gespenst: Sie ist abgereist, so lange, bis er es glaubte.

V.

Es war viele Monate später. Eine große wohlthuende Stille umfing Martin Born. Kein Brunnen plätscherte in dem kleinen, armeligen Dörflein, in das er sich geflüchtet hatte. Die paar Menschen, die durch die einzige enge Gasse, in der die Häuser sich zu beiden Seiten beinahe berührten, ihrer Arbeit nachgingen, schwiegen und die Schneeberge, die im Glanz der Sonne sich den schmalen, schwarzgebrannten Häusern gegenüber erhoben, redeten ohne Worte. Sie und da warf ein Geier seinen kreischenden Schrei durch die Luft und lockten sich die Murren oder warnten mit gellendem Ruf die Nachbarn, wenn sie den Schatten des großen Vogels über sich glaubten.

Es war Abend. Martin stand lange am Fenster. Die unendliche und unbegreifliche Majestät der Gletscher wiegte ihn ein, daß er auf Stunden vergessen konnte, was gewesen. Doch wenn sich die jähen Schatten auf die Alp, auf der das Dörflein stand, herniedersenkten, vermochte er es noch nicht, sich loszureißen aus dem Bann seiner wunden Gefühle, die ihn bei Tag bedrückten und des Nachts nicht schlafen ließen.

Und als die Sterne kamen, sah er noch da und merkte nicht, daß die Zeit des Abendbrotes vorbei und daß es dunkel und trostlos öde war in der großen niedern Stube aus altersschwarzem Föhrenholz, aus dem die eingekerbten Sprüche hell aus der Dunkelheit leuchteten.

Erst als das eintönige Betglöcklein läutete, fuhr er auf, zündete die Lampe an, sah in dem Schränkchen der

rußigen Küche nach, fand nichts, das ihn lockte, und setzte sich wieder an das Fenster.

Niemand kam, um seine Einsamkeit zu teilen. Die Bergleute warfen ihre Freundschaft keinem nach, der nicht reden mag, und plagten ihn nicht um ein Gespräch. Und nun gar die Handvoll einsamkeitsgewohnter Leute da oben auf dem Berggrücken, die, Wind und Wetter preisgegeben, im Winter so eingeschneit werden, daß kein Pfarrer zu ihnen gelangen kann und ihr Kapellchen am Wege stehen muß, ohne daß je ein Beter ihm die Ehre erweist, und das ewige Licht allen Mut braucht, um nicht zu erlöschen.

Ihre Häuser haben die Sinner so nahe aneinander gebaut, daß kaum Platz ist, um dazwischen durchzuschlüpfen. Eines der hohen dunkeln Häuser sucht Schutz beim andern, sie lauern auf einem Häuflein beisammen und helfen einander Schnee und Hagel abwehren.

Und bei den Sinnern ist Martin Schulmeister geworden. Er hat von den Menschen weggewollt. Aber wenn er auch Berge und Wasser zwischen die gelegt, die ihm ein Leid angetan, und die, denen er ein Leid angetan, so fanden seine Gedanken doch den Weg zu ihm, machten ihn unruhig, schwankend, unsicher, zeigten ihm, was er verloren, oft grell beleuchtet von Liebe und Freude, oft schwarz von Leid und Scham, Schmerz und Schuld.

Ist er es wirklich, der einmal in ein kleines, glückliches Haus eingezogen, seine schöne, junge, geliebte Frau an der Hand? Ist er es wirklich einmal jauchzend mit ihr unter den Eichen gegangen, Sepps Häuschen zu? Ist er es gewesen, der vor langer, langer Zeit auf der Bühne stand und vor tausend und tausend Menschen sang? Hat er wirklich einmal seine Hand in die seines Meisters gelegt und hat ihm Dankbarkeit und Treue geschworen und hat diese Hand fallen lassen, als die Verzweiflung über ihn kam, daß er feige floh? Ist er das wirklich gewesen, der jene Frau nicht vergessen kann, die leichten Herzens von ihm gegangen, ohne auch nur den Kopf zu senken ob seines Schmerzes? O Martin, Martin, und du wolltest dir selber treu bleiben!

Tiefe, dunkle Nacht lag jetzt auf Berg und Tal. Winzige Lichtlein brannten tief unten da und dort in den zerstreuten Dörfern. Es regte sich nichts. Martin ertrug die schweigende Einsamkeit nicht länger. Er holte sich ein Buch. Es öffnete sich immer an derselben Stelle: Seltzam im Nebel zu wandern . . . Ja, seltsam. Warum ist es so todestraurig für einen Menschen, allein zu sein, doppelt traurig für den, den die Liebe an der Hand geführt? Warum gräbt sich die Erinnerung an verlorene Liebe so grausam tief ein in das Menschenherz, wenn man sie doch fortschleudern, vernichten, verfluchen möchte? Warum ist sie jeden Morgen wieder da, groß und erdrückend, und lauert jeden Abend neben einem, weint und klagt?

„Ich will nicht mehr . . . ich will nicht mehr . . .“ Wie oft hat Martin sich aufgebäumt und dazu die Fäuste geballt und sich gereckt. Aber die verschmähte Liebe lacht zu seinem Tun, sie ist viel stärker, viel, viel stärker als Martin. Sie läßt all das Liebe und Heiße und Zärtliche vor ihm spielen und erfüllt sein Herz mit Sehnsucht und beugt ihm den Nacken, daß er die geballten Fäuste löst und den Kopf hinein vergräbt. Oder sie flüstert ihm schmeichlerisch zu: Such' sie! Nimm sie wieder an dein Herz. Sie

steht vielleicht draußen in der Welt, schon verlassen. Sol' sie dir. Drück' die Augen zu. Reise mit ihr in ein anderes Land, erlinge dir, was du dir schon einmal erfungen und laß dich wieder lieben.

Aber Martin schüttelte den Kopf zum Singsang der Versuchung. So tief sinkt er nicht, nein, so tief nicht. Manchmal nimmt die Verzweiflung die Maste des Mitleids vor: Glaub's, sie wird unglücklich, flüstert sie Martin ins Ohr. Sie wird jenes Menschen bald überdrüssig sein oder er ihrer. Sie gibt sich einem andern, sie sinkt, sinkt, und du könntest sie halten, ihr aus dem Sumpf heraus helfen. Ach, Martin weiß, daß es kein Reinwaschen mehr gibt. Und wenn die Liebe warb und flehte und drängte, erwachte auch die Eifersucht, brennend und marternd, und zauberte Martin Bilder vor, die ihn zur Verzweiflung brachten, die ihn vor Reid und Mut fast ohnmächtig machten, vor Zorn und Scham glühend. Warum hat sie mich so gedemütigt, so verhöhnt, mir eine Dornenkrone aufs Haupt gedrückt? Und wußte, wie ich sie liebte. Sie wußte es. Ist es denn möglich, daß jemand das weiß und es dennoch vermag, seinem Nächsten, Allernächsten das Herz zu zerfleischen?

Warum war er damals, als Lis geflohen, am See nur entlang gegangen, hatte in seine kleinen, silbernen Wellchen hinuntergeschaut, ohne hinabzuspringen zu den stillen Glücklichen? Warum nicht?

Martin wußte es nicht. Er dachte nach. Er war ja doch nicht feig, er konnte sich nicht gefürchtet haben. Er mußte betäubt gewesen sein, eingeschlafert vom Schmerz, ohne Willenskraft. Vielleicht war ihm der erlösende Gedanke gar nicht gekommen.

Er hatte dann weiter gelebt. Zu den Proben war er gefahren und heim geschlichen. Er war zu Bianchi gegangen, der krank in seinem Gartenhaus lag, und heimgefahren. Er hatte seine Schüler unterrichtet, hatte abends gesungen, hatte Hates Blaudern zugehört, hatte dabei gedacht, was sie doch für ein zartes Geschöpf Gottes sei, mit einer Seele, die von einem großen Künstler geformt und geschmückt worden war, und dann hatte ihn der Schmerz um Lis wieder gepackt und ihn heimgetrieben. Heim? Zwischen seine vier Wände, an seinen Tisch, um zu essen und zu trinken. Mit doppelter Wucht stürzte sich daheim die Sehnsucht nach der, die ihn verlassen, auf ihn, doppelt schmerzlich, leit er wußte, daß sie nicht wiederkehren werde.

Tagelang, wochenlang war das Gespenst neben ihm gestanden und hatte geflüstert, gestammelt, geschrien: Sie ist fort, sie ist fort, fort! Fort, für immer, für alle Zeiten. Und er hatte sich über der Verlorenen Bett geworfen und hatte gestöhnt und geweint und hatte ihren kleinen Nähkorb, den sie vergessen, auf seinen Schreibtisch gestellt und ihre Kleider auf einen Stuhl neben sein Bett gelegt und die welken Blumen, die ohne Wasser in einem Kristallglas standen, in seinem Schreibtisch geborgen und den Schlüssel umgedreht. Es war lange her.

Martin fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Die winzigen Lichtlein drüben in den Tälern und an den Hängen waren erloschen. Es war schwarz geworden um ihn, denn in Sinn brannten keine Laternen. Schwach, fast geisterhaft zart drang das Weiß der Gletscher bis zu ihm

und brachte den Gruß der Ewigkeit. Er ging endlich schlafen . . .

Der dritte der drei kurzen Monate, die da oben ohne Schnee waren, ging seinem Ende zu. Der Oktober stand vor der Türe. Die Wiesen an den Abhängen hatten mit den herrlichsten Blüten geprangt. Edelweiß wuchsen da, groß und hoch und dicht. Aber den Sinnern nützte das üppige Gras wenig, denn es wuchs über steilen Abhängen. Zwischen den Blumen glitzerte es überall von weißen, zuckerigen Steinen, die so selten waren, daß Sammler von weither kamen, um sie zu bergen. Was hätte Sepp zu solchem Reichtum gesagt? Was zu den roten, durchsichtigen Kristallen oder zu den Stäben und Sternen von grauem Metall, zu den tafelförmigen, achteckigen und sechseckigen Einlagen im weißen Stein? Wie hätte er sie gehütet, wie sich daran gefreut.

Die Sinner aber hatten ihr kostbares Gestein in Bausch und Bogen verkauft an schlaue Händler zu einem Spottpreis. Die Armut der Sinner war sehr groß. Das bißchen Gras, das auf spärlichen Wiesen wuchs, reichte kaum zu Heu für ein paar Ziegen. Etwas Kartoffeln gediehen, vielleicht ein steinig Ackerlein, das war alles. Die Industrie konnte den Weg da hinauf nicht finden. Auf dem Rücken mußte, was notwendig war, heraufgeschleppt werden. Im Winter lag der Schnee mannhoch auf den Hängen und Bergen. Hinauf und hinunter konnte keiner, wenn das schmale Weglein eingeschneit war, das an einem schroffen Abhang entlang ins Tal führte. Die Kinder blieben eingeschlossen in den Häusern. Die einzige Straße war von den Männern ausgeschaufelt worden, daneben ein Weglein, das aus dem Dorf bis zum Schulhaus lief und dort endete.

Schief hing es vor einer schroffen, steilen Felswand. Die Wasser flossen über die schieferigen Platten auf das Dach, das alt und schlecht gedeckt war und vielfach geflißt mit Holzbrettern, Ziegeln, Schindeln oder mit dem, was eben zur Hand war. Dennoch tropfte es oft tagelang in die Schultube herab. Wo es am schlimmsten war, hatte Martin Zuber und Schüsseln untergestellt, aber die kleinen Bächlein fanden ihren Weg allein. Das Haus stand jahraus, jahrein im Wasser, das im Winter einfro, im Frühjahr auftaute und sich in einen Sumpf verwandelte, der niemals austrocknete.

Des Morgens in der Frühe hatte Martin genug Arbeit mit der großen Stube, die er in Ordnung zu bringen hatte. Er mußte heizen, Wasser holen an der Sinn, die Lachen trocknen, die sich über Nacht gebildet hatten, und den Schmutz, den die Kinder an den Schuhen mitgebracht, beseitigen. Er hatte sich eine Hilfe ausbitten wollen, aber die Hausmütter von Sinn hatten geantwortet, eine jede von ihnen hätte genug zu tun und sie hätten noch nie einen Lehrer gehabt, der so vornehm gewesen sei, daß man ihm hätte helfen müssen. Da fügte er sich.

Es empörte ihn jeden Morgen, wenn er die Kinder, die blaß und hustend kamen, in dem feustten Haus sitzen sah. Es roch nach Moder und Schimmel und war kellerartig feucht und kalt. Der Ofen heizte schlecht und rauchte. Stürmte es, so fuhren gelbe, lange Wolken den Wänden entlang. Die Kinder husteten auch im Sommer und, so



August Weckesser (1874). Die protestantischen Lokarnerinnen vor dem päpstlichen Nuntius. (Museum in St. Gallen.)

Im Jahre 1555 wurden die Protestanten aus Locarno vertrieben. Barbara Muralta, Lucia Bello und Caterina Appiana, vornehme Locarnerinnen sind vor dem päpstlichen Legaten Ottaviano Riverta erschienen, um ihn von ihrem Rechte zu überzeugen.

hatte man ihm erzählt, starben jeden Winter eines oder zwei von ihnen an Lungenentzündung, Schwindsucht oder Diphtherie, die nicht von Sinn weichen wollten. Ergeben fügten sich die Leute: Es ist nichts zu machen, sagten sie. Im Schulhaus ist ein Gerippe vergraben. Das holt unsere Kinder.

Als Martin zum erstenmal diesen Aberglauben und seine traurige Ursache hatte erwähnen hören, war er sehr nachdenklich geworden. Ein Gerippe im Schulhaus, das die Kinder holte? Es mochte wohl so sein, wenn auch in einer andern Weise als die Sinner glaubten. In allen den dunkeln, nassen Böden hochte es und lauerte auf seine Opfer. Es sprang mit den Wasserbächlein über das Dach und schlüpfte durch die Löcher und Risse darin ins Haus. Ja, das Gespenst war da und mußte fort. Es war ja kaum ein Haus im Dörflein, aus dem der Tod nicht ein Kind geholt hätte. Keine Mutter, die dem Gespenst nicht eines ihrer Kleinen hätte opfern müssen. Ueberall dieselbe Klage: Das Schulhaus mordet unsere Kinder.

An einem Samstagabend saß Martin in der niedern Stube des Bädgers, der zugleich Spezereien feilhielt, Mineralien verkaufte — er mußte sie der Ausbeutungsgesellschaft teuer abkaufen — und der gebrochene Glieder heilte und ausgerenkte Schultern wieder einzurichten vermochte. Freilich so gut als er es verstand.

Dort war Gemeindeversammlung. Etwa sieben Hausväter waren gekommen. Arme Kerle, die in der weiten Welt nichts zu sagen hatten als eben in dem Bädgerstübchen.



Sie redeten wichtig und über eine Stunde lang darüber, daß der lahme Peter um einen Franken zu teuer verkostgeldet sei und daß man einen Ort finden müsse, wo man nicht überzahle. Dazu rauchten sie stinkigen Tabak und tranken ein Gläschen vom allerbittersten, allerschlechtesten Fusel dazu, so arm waren sie. Und den hatten sie nicht immer.

Zwischen die sieben setzte sich Martin. Und als er sie so weit hatte, daß sie ihm erlaubten, ihnen einen Schnaps zu zahlen, fing er vom Schulhaus an.

Ja, das wüßten sie wohl, daß das eine böse Sache sei. Das Gespenst! Das Gespenst! Der Kapuziner, der vor drei Jahren heraufgekommen sei, habe es beschworen. Es hätte ein paar Monate geholfen, dann sei es wieder munter geworden. Martin antwortete, daß das Gespenst in einem neuen Schulhause nicht mehr spuken könnte, man solle ein neues bauen.

Die Hausväter von Sinn sahen einander an, darauf spuckte einer aus und einer lachte und einer zuckte die Schultern und sagte, sie vermöchten nicht einmal die Nägel an einen Geißentall, geschweige denn ein neues Schulhaus. Sie seien ja die ärmste Gemeinde im ganzen Land. Es hatte geklungen, als sei der Sinner stolz auf diese Auszeichnung.

Der Staat? Ob der nicht helfen würde?

Nein, die Gemeinden hätten ihre Schulhäuser selber zu bauen.

Die Wohltätigkeit?

Sie hätten es einmal versucht, sagten die Hausväter. Aber es sei bei ein paar Fränkeln geblieben. Sie hätten eben keine Empfehlungen, keine Beziehungen, niemand, der sich ihrer annehme. Sie hätten nicht einmal einen eigenen Pfarrer, müßten zu den Leuten von Maria im Schnee hinüber, nur selten komme einer, um in der Kapelle eine Messe zu lesen. Im Winter sei's ja nicht möglich, da

heraufzudringen, und bis Anfang Juni liege Schnee. Die Toten lägen eingebettet bis zum Frühjahr, da steige ein Kapuziner herauf und segne sie. Nein, die Sinner hätten in der Gotteswelt keinen, der sich um sie kümmere. Und weil sie nun doch einmal von dem allem redeten, so möchten sie gefragt haben, wer denn den Herrn Lehrer da hinaufgewiesen, das gelüste nicht manchen und sie hätten oft lange keinen, der ihre Kinder unterrichte.

Wer? Er hätte in der Lehrerzeitung gelesen, daß Sinn nach einem Schulmeister verlange, und weil er aus der Stadt fort gewollt, je schneller je lieber und je höher dem Himmel zu, je lieber, so habe er sich gemeldet. Die sieben Sinner nickten mit den Köpfen.

„Gut können wir es Euch nicht machen, Herr Lehrer,“ sagten sie. „Am Willen fehlt es nicht. Wir sind eben arme Teufel.“ Martin nickte.

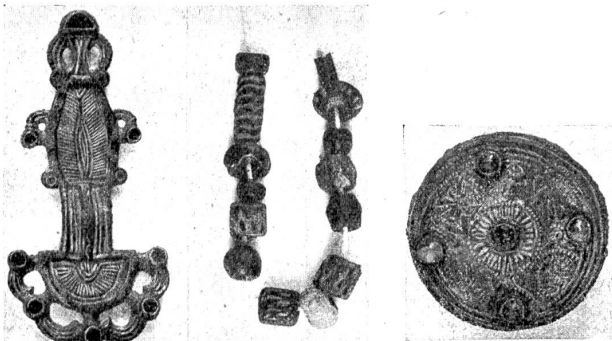
„Ich bin selber nicht reich, sonst haute ich Euch ein anderes Schulhaus, aber . . .“ Martin sann vor sich hin. Er dachte an das viele, viele Geld, das er besessen und das er alles in der Stadt hatte lassen müssen. Die Strafe, die er dem Direktor um seiner Flucht willen zu zahlen gehabt, und die Schulden, die Lis gemacht und die wie Pilze aus der Erde gewachsen. Es waren ihrer ein ganzer Wald gewesen: Beim Pelzhändler, beim Goldschmied, beim Seidenhändler, in den Blumenläden, den Handschuhgeschäften, beim Zuderbäder und vielen andern. Es legte sich schwer auf Martins Brust. Hätte er ausgehalten. Wäre er nicht geflohen vor seinem Schmerz und vor der Fama, die unterwegs war und ihn und seine allerinnersten Angelegenheiten zu zerpfücken gedachte, vor der Bühne, deren Rampenlichter ihm wie Höllefeuer entgegenlohten, hätte er standgehalten und wäre geblieben, so lange als es seine Pflicht war, so könnte er jetzt den Sinnern helfen.

(Fortsetzung folgt.)

## == Aus einem frühgermanischen Gräberfelde. ==

Von D. Tschumi, Bern.

Eine der erfolgreichsten Ausgrabungen, welche das Historische Museum in Bern in den letzten Jahren unternommen hat, bildete diejenige eines frühgermanischen Gräberfeldes bei Bümpliz im Sommer 1916. Bei der



Gotische oder Strahlenfibel.  
(Späte Form.)

Perlen aus Bernstein und Pasten.

Scheibfibel.  
(Alte Form.)

Ausbeutung der Riesgrube Neuhaus, welche am westlichen Ausgange des Bremgartenwaldes bei Betlehem gelegen

ist, stieß man zuerst auf menschliche Knochen. Der anfängliche Verdacht, es könnte sich hier um den verscharrten Leichnam eines Ermordeten handeln, wurde angesichts des anatomischen Befundes rasch fallen gelassen. Die Organe des Museums vermuteten das Vorhandensein vor- oder frühgeschichtlicher Gräber, und weitere Knochenfunde mit Beigaben bestätigten bald diese Annahme. Die strenge Orientierung der Gräber von O-W, so daß der Kopf im Westen lag und mit Blick gegen die aufgehende Sonne gerichtet war, sowie die Beigabe von typischen Fundstücken bei den Skeletten erhellten das Dunkel, das anfänglich über den Gräbern schwebte. Es waren frühgermanische Gräber aus der Zeit der Völkerwanderung bis ins 8. Jahrhundert nach Christus. Derartige Funde haben immer eine große Bedeutung, weil wir über die frühgermanische Epoche im ganzen wenig unterrichtet sind. Als im 5. Jahrhundert das römische Weltreich unter dem Ansturm der germanischen Völker zusammenstürzte, kamen einzelne Stämme, wie die Franken, sehr bald zu festen Wohnsitzen. Ueber diese weltgeschichtlichen Vorgänge haben wir in den zeitgenössischen Quellen nur dürftige Notizen. Ueber die Kultur dieser germanischen Volksstämme aber ließen sich sehr früh schon die römischen Schriftsteller vernahmen.